ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFTER BAND
1962

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON

PERCY ERNST SCHRAMM

PERCY ERNST SCHRAMM

KARL DER GROSSE

DENKART UND GRUNDAUFFASSUNGEN –

Die von ihm bewirkte Correctio (»Renaissance«)[1]

Der erste Frankenkaiser mußte schon im Mittelalter für nationale Aspirationen herhalten und hat auch noch in der neueren Zeit ein Streitobjekt zwischen den Franzosen und den Deutschen gebildet. Nach der im letzten Jahre vollzogenen Wendung in der großen Politik können wir uns auf das Faktum besinnen, daß es einmal hundertfünfzig Jahre lang weder französische noch deutsche Geschichte gab, sondern nur fränkische. Karl der Große gehört also weder den Franzosen noch den Deutschen, sondern beiden gemeinsam.

[1] Für den Vortrag wurde die Rede – so wie sie hier vorgelegt wird – gekürzt. Die vollständige Fassung nebst Anmerkungen wird von der Historischen Zeitschrift im Jahre 1964 gedruckt werden.
Eine Übersetzung der kürzeren Fassung in das Spanische wird auf Veranlassung von Prof. Dr. Emilio Sáez (Barcelona) vorbereitet für Band I des von ihm geplanten »Anuario de Estudios Medievales«.

Es fehlt eine historische Darstellung, die die Forschung zusammenfaßt und zugleich den heute zu stellenden historiographischen Ansprüchen gerecht wird. Aber wir dürfen sie erwarten, da unser Mitglied François L. Ganshof, der bereits zahlreiche Vorarbeiten veröffentlicht hat, sie vorbereitet.
Meine Aufgabe ist ganz beschränkt. Ich möchte versuchen, aus Karls Denkart und aus seinen Grundauffassungen das herauszuheben, was für ihn persönlich bezeichnend ist – für ihn als einen zwar zeitgebundenen, aber doch einmaligen Menschen mit besonders gearteter Persönlichkeit.
Hier beschränke ich mich außerdem noch auf das, was einen größeren Kreis interessieren kann.

I. Karl als König

Karl war vier Jahre alt gewesen, als sein Vater Pippin den letzten Merowinger ins Kloster geschickt und sich selbst zum König gemacht hatte. Mit sieben Jahren hatte Karl – zusammen mit Vater und Bruder – von der Hand des Papstes die Salbung empfangen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er – zusammen mit dem Bruder – die Nachfolge angetreten, und da dieser bereits im Jahre 771 starb, war er, nunmehr vierundzwanzig Jahre alt, Alleinherrscher im Frankenreich. Nie erhob sich irgend jemand, um ihm die Krone streitig zu machen; denn niemand war da, der auch nur einen einigermaßen plausiblen Rechtsgrund hätte vorbringen können. Das heißt, Karl war es von seiner Jugend an selbstverständlich, daß er der Herrscher war, und allen seinen Untertanen war das ebenso selbstverständlich. Das gab ihm für sein ganzes Leben eine innere Sicherheit und Selbstverständlichkeit, wie sie selbst bei Herrschern selten ist. Karl lebte sich nicht in die

Königsrolle hinein, er war vielmehr *der* König und konnte gar nichts anderes sein.

Dazu gehörte ein ausgesprochenes Gefühl für das, was dem Königsamte ziemte. Sein Vater hatte sich vor der Schwelle des Klosters St. Denis begraben lassen, wo jeder Bettler über ihn hinwegschritt, jeder Regen auf ihn herabrann; der Sohn bog diesen extremen Ausdruck des Gefühls der Sündhaftigkeit ab, indem er über dem Grab eine Vorhalle aufführen ließ, die durch sein und Pippins Bild sowie durch Verse verziert wurde: Wer fortan das Kloster betrat, wurde daran erinnert, daß er über den Leib eines gesalbten Königs hinwegschritt. Pippin hatte, als zum erstenmal ein Papst einen fränkischen König besuchte, zu Fuße gehend, dessen Pferd am Zaume geführt; als Karl im Jahre 799 den Papst Leo III. in Paderborn zu begrüßen hatte, empfing er ihn hoch zu Roß, inmitten seiner im Kreise aufgestellten Franken: ein König, der wußte, daß er ein König war und ein König blieb, auch wenn das Haupt der Kirche sich ihm nahte. Andererseits mußte der Herzog Tassilo von Bayern, der sich gegen Karl empört hatte, aber sich unterwarf, dem Sieger öffentlich den Kniekuß leisten, nicht aus Rachegefühl, das die Demütigung des Gegners heischte, sondern weil die gestörte Rechtsordnung wieder sichtbar eingerenkt werden mußte. Je länger Karl regierte, desto mehr Gesandtschaften aus fremden Ländern fanden sich an seinem Hofe ein; Karl empfing sie mit Krone, goldener Fibel und Prunkschwert, sein Ornat reich mit Edelsteinen besetzt. Karl, im Alltag ganz nach fränkischer Sitte gekleidet, entfaltete also bei besonderem Anlaß einen Luxus, in dem kein abendländischer Herrscher ihn übertraf. Als Karl den Papst in Paderborn zu begrüßen hatte, schmückte sein Haupt ein Goldhelm. Trug er bei solchen Anlässen auch bereits die

an die Stelle des schlichten Reifens tretende, dem Prunkhelm verwandte Bügelkrone mit einer darunter getragenen seidenen Kappe, deren tieferer Sinn war, daß der Herr des Okzidents nicht hinter dem byzantinischen Kaiser zurückstehen wollte? Es spricht manches dafür, daß es bereits Karl war, der diese Neuerung herbeiführte.

Es wäre jedoch ein völliger Fehlschluß, wollte man folgern, Karls Herz hätte nach Art der Barockfürsten an solchem Prunk gehangen. Nein, er wandte nur das Erforderliche auf, weil sein Ansehen und das seines Reiches – in seinen Augen war das dasselbe – solche Prunkentfaltung erforderte.

Die Kehrseite bildet, daß Karl es übel vermerkte, wenn jemand sich etwas zulegte, was seinem Stand und Amt nicht zukam. Alkuin, der seinen Herrn zu genau kannte, warnte deshalb den Erzbischof von Canterbury, der auf der Rückreise von Rom Karl besuchen wollte, er solle Sorge tragen, daß seine Begleiter nicht mit Gold oder Seidengewändern vor dem König erschienen, sondern so, wie es die Sitte der Knechte Gottes sei – mit bescheidener Gewandung. Dazu paßt die Anekdote, daß Karl einen Bischof, der ihn während eines Kriegszuges vertrat und es gewagt hatte, den Königsstab als Bischofsstab zu benutzen, wegen solcher Verderbnis durch unangemessenen Ehrgeiz öffentlich bloßstellte. Jedem, was ihm von Amts wegen gebührte: nicht mehr, aber auch nicht weniger; alles mußte seine Ordnung haben.

Solche ausgeglichene Selbstsicherheit erlaubte es Karl andererseits, im Kreise seiner Vertrauten ein freundlicher und gütiger Herr zu sein.

Das allerbezeichnendste an Karl war wohl, daß er immerfort tätig war und alles, was er tat, intensiv durchführte. Schon beim Anziehen entschied er Gerichtsfälle, die der Pfalzgraf

allein nicht zu erledigen wagte, und im Alter, als er nachts nur noch stundenweise schlief, benutzte er das Wachsein, um zu lesen oder in die unter dem Kopfkissen liegende Wachsschreibtafel mit dem Griffel Eintragungen zu machen.
Als Gegengewicht gegen die vielen Besprechungen, Audienzen und was das Amt sonst von ihm verlangte, brauchte Karl intensive körperliche Betätigung, also Jagd, Reiten und Schwimmen. Er huldigte also – so würden wir heute sagen – dem Sport und war auch bei diesem mit der ihm eigenen Intensität beteiligt.
Diese Vitalität zeichnete sich auch in seinem Familienleben ab. Bekannt sind fünf Konkubinen und neun Söhne. Die Kirche sah solches Treiben mit Mißbilligung an, und auch Karl wird sich bewußt gewesen sein, daß es nicht gottgefällig war – aber er brachte es nicht über sich, es abzustellen, und wird Gott gebeten haben, seine Verstöße gegen das sechste Gebot gegen seine – ja unbestreitbar großen – Verdienste aufzurechnen.

Wenn wir uns die Namen genauer ansehen, die Karl seinen Söhnen gab, tritt eine andere Seite seines Wesens heraus.
Der älteste Sohn, nicht vollbürtig, hieß – der Sitte folgend – nach dem Großvater Pippin. Als Karl zwei Söhne aus kirchlich anerkannter Ehe geboren wurden, erhielt der ältere den Namen des Urgroßvaters: Karl, der jüngere abermals den Namen Pippin, da sich bei dem ersten Pippin nun auch noch der Makel eines Buckels herausgebildet hatte. Bei den danach folgenden Zwillingssöhnen müßte man den Namen des Stammvaters erwarten: Arnulf – um so mehr, als dieser als Heiliger verehrt wurde. Sie erhielten jedoch die Namen Ludwig und Lothar. Höchst seltsam! Denn Ludwig-Chlodwig und Lothar-Chlotar waren die beiden Leitnamen des mero-

wingischen Geschlechts, das der Vater vom Thron gestoßen hatte. Diese rechtlich nur fadenscheinig verkleidete Gewalttat lag noch nicht einmal ein Menschenalter zurück, aber das neue Königsgeschlecht fühlte sich bereits so sicher und unangefochten in seiner Stellung, daß es sich das Ansehen des älteren zu Nutzen machen konnte – wir sprechen in solchen Fällen heute von »Ansippung«, d. h. von künstlicher Verlängerung der Verwandtschaft. In diesen Zusammenhang gehört auch, daß Karl im Jahre 801 aus Ravenna das bronzene Reiterstandbild des Königs Theoderich, der als »Diedrich von Bern« in die Sage eingegangen war, nach Aachen schaffen und vor seiner Pfalz wieder aufstellen ließ. Welche technischen Schwierigkeiten muß das gemacht haben! Warum wurden sie nicht gescheut? Wir dürfen sagen: weil Karl seinem Geschlecht nicht nur den König Chlodwig, den Begründer des Frankenreiches, mit seinem Sohn Chlotar ansippen wollte, sondern auch noch den Begründer des Ostgotenreiches.
Karl empfand in dieser Hinsicht wie alle Herrscher nach ihm: ihr Denken kreiste um die Ehre des Geschlechts, und so ansehnlich es auch sein mochte, sie waren darauf bedacht, es mit noch hellerem Glanz zu umgeben. Man braucht nur an den Kaiser Maximilian I. zu denken, der auf der von Dürer entworfenen »Ehrenpforte« die Habsburger gleichfalls auf den Frankenkönig Chlodwig zurückleiten ließ und sich in Innsbruck eine Grablege schuf mit den ehernen Standbildern seiner Vorfahren, den wahren und den angesippten wie dem König Arthus.

II. Karl als Christ

War Karl der Große ein guter Christ? Stand er als solcher in seiner Zeit, oder hob er sich über sie hinaus?

Wir haben einen ungefähren Überblick über die Reliquien, die zu besitzen Karls Enkel, der Kaiser Lothar I., sich rühmen konnte. Sie ist lang, und bei der Mehrzahl ist anzunehmen, daß sie bereits dem Großvater gehört hatten. Außerdem liegen noch Beweise vor für Karls Zutrauen zu dem durch Reliquien gewährleisteten Schutz. In diesem Zusammenhang sind auch die zahlreichen Geschenke anzuführen, die Karl den Kirchen darbrachte, und seine Maßnahmen, um möglichst viele Gebete für ihn zu veranlassen. Darin unterscheidet er sich jedoch nicht von den anderen Herrschern des Mittelalters.

Lassen sich in Karls Frömmigkeit aber nicht doch individuelle Züge entdecken?

Als Karl im Jahre 791 an der Enns sich zum Angriff gegen die Awaren bereitstellte, erhielt er die Nachricht, sein aus Italien gegen diese vorstoßender Sohn, der jüngere Pippin, habe gegen sie bereits Erfolge erzielt. Darauf ordnete der König dreitägige Fasten an und schrieb seiner in Regensburg zurückgelassenen Gemahlin, sie möge dort das gleiche veranlassen. Zu diesem Zwecke teilte er ihr mit, wie er im einzelnen vorgegangen sei: eine Ausnahme war nur bei den Kranken gemacht worden, wollte einer sich freikaufen, hatte er – falls er der Oberschicht angehörte – einen Solidus zu bezahlen gehabt, sonst weniger; verzichtete einer auf Fleisch, aber nicht auf Wein, hatte er sich durch einen Denar freikaufen dürfen. Außerdem teilte Karl noch mit, was die Geistlichen über den herkömmlichen Messedienst getan hatten, um die Gnade des Himmels zu erwirken. Also Fasten und Gebet so viel wie nur möglich, Ausnahmen nur insoweit, als sie unbedingt erforderlich waren, alle Einzelheiten nach dem natürlichen Menschenverstand geregelt, erst an der Enns,

dann auch in Regensburg durchgeführt: darauf Angriff gegen die Awaren, weitere Erfolge und 796 ein ganz großer Sieg, so daß die Awarengefahr ein für allemal beschworen war. Warum? Karls Antwort hätte gelautet: weil Gott, durch strenges Fasten und viel inbrünstiges Gebet gewonnen, den Sieg gewährt hatte. Wenn der Gottesdienst sowohl intensiv als auch richtig absolviert werde und es sich um eine gerechte Sache handele, finde Gott sich früher oder später immer bereit, die Gebete der Menschen zu erhören.

Wer hier von primitiver oder alttestamentlicher Gottesvorstellung sprechen zu können glaubt, bedenke, daß sie bis in unsere Zeit lebendig geblieben ist.

Karls Frömmigkeit war also zeitgebunden; sie ging jedoch nicht so weit, daß der König Gott alles anheimstellte. Als er seinen Sohn Pippin gegen den Herzog Grimoald III. von Benevent entsenden wollte, der sich den Franken nicht fügte, riet ihm Alkuin dringend ab: Gott habe bereits den Vater und den Bruder dieses unfrommen Menschen hinweggerafft; wenn Gott es beschlossen habe, werde auch Grimoald zugrunde gehen; keiner der Getreuen Karls brauche also der Todesgefahr ausgesetzt zu werden. Diese Erwägung war mit einschlägigen Bibelsprüchen abgestützt, beginnend mit dem Wort: »Mein ist die Rache, spricht der Herr.« Auf Karl machte das gar keinen Eindruck. Der Sohn zog los, kam aber nicht zum Ziel, auch weitere Feldzüge (793, 801) zeitigten keinen Erfolg. Aber Karl verlor trotz vieler anderer Geschäfte Benevent nicht aus den Augen: im Jahre 812 konnte er den Herzog Grimoald IV. dazu zwingen, sich zu unterwerfen und einen großen Tribut zu versprechen. Hätte Alkuin damals noch gelebt, würde ihm Karl wohl gesagt haben: ich vertraue auf Gott und gerade deshalb lege ich die Hände nicht in den

Schoß, sondern handle, ich, der König von Gottes Gnaden und nunmehr der »von Gott gekrönte« Kaiser. Ich bin sein Werkzeug hier auf Erden, sein vornehmstes Werkzeug, und da ich ihn intensiv und in richtiger Weise verehre, liegt auf meinem Tun auch immer Gottes Segen.

III. Die Bedeutung von Zahl und Winkel für Karls Denkart

Die Würdigung Karls als König und als Christ hat uns zwei Schlüsselbegriffe an die Hand gegeben, mit denen wir jetzt versuchen können, einen Zugang zu Karl als einem einmaligen, besonderen Individuum zu gewinnen. Zunächst: *alles muß seine Ordnung haben* – wir bleiben bei dem deutschen Wort; denn das lateinische Wort »ordo« würde sofort eine Beziehung zu dem »Ordo-Gedanken« der hochmittelalterlichen Philosophie herstellen, die eine falsche Perspektive ergäbe. Bei Karls Begriff »Ordnung« handelt es sich um jene ganz natürliche Ordnung, die auf einem Bauernhof, in einer königlichen Pfalz, im ganzen Reich, unter den Völkern und zwischen Kirche und Staat herrschen muß und die immer wieder ins richtige Gleichgewicht zu bringen die Hauptaufgabe des Herrschers ist. Daraus ergibt sich der zweite Schlüsselbegriff: die Ordnung kann nur aufrechterhalten werden, wenn alles *richtig bemessen und richtig in Einklang* gebracht ist.

Der Oberbegriff zu »*Ordnung*« und »*Richtigkeit*« ist – wie erst später zu zeigen sein wird – »*Wahrheit*«. Alle drei haben das gemeinsam, daß sie überzeitlich sind und im moralischen Bereich verankert bleiben.

Wir prüfen, um zu sehen, wie tief diese Grundprinzipien in Karls Denkart verwurzelt waren, zunächst sein Verhältnis zu *Zahl und Winkel.*
Ich reihe dazu erst einmal eine Reihe von Einzelfeststellungen aneinander.

Bei den lateinischen Monatsnamen nahm Karl Anstoß daran, daß sie mit der heidnischen Götterwelt zusammenhingen – soweit es sich um »Zählmonate« (Sept.–Dez.: 7, 8, 9, 10) handelte, gaben ihre seit der Antike üblichen und daher von karolingischen Kopisten wiederholten Personifikationen, wie die Polemik der »Libri Carolini« erkennen läßt, Anlaß zum Unwillen. Karl zerschnitt nüchternen Sinnes die mythologischen Beziehungen und schuf neue Namen, bei denen drei Prinzipien ineinander geflochten wurden: Das vorwaltende, wohl im Volksbrauch bereits vorbereitete ergab sich aus den landwirtschaftlichen Tätigkeiten, durch die sich die Monate unterschieden. Dadurch bildete sich für März bis Oktober die Reihe: Weide- und Brach- d. h. Umpflügemonat, dann Heu-Ernte-, Holzfäll- und Weinlesemonat. Als zweites Prinzip wurde die Einteilung des Jahresumlaufs in Jahreszeiten benutzt, also Januar = Wintermonat, März = Lenz- und November = Herbstmonat. Zwei Monate erhielten ihre Namen nach Kirchenfesten, also Dezember = Heiligmonat und April = Ostermonat.
Übrig bleibt noch der Februar, der den auf seine Kürze zielenden Beinamen »Hornung« bekam.
Es drängt sich dem Betrachter für solches Vorgehen das Wort »rational« auf; aber es sei vermieden. Man hat zwar die (mit dem 18. Jahrhundert gekoppelte und dadurch zu einem Eigennamen gewordene) Bezeichnung »Rationalismus« auch

auf eine Seite der karolingischen Denkweise bezogen, aber bereits da ergeben sich schiefe Gedankenverbindungen, und in bezug auf Karl würden dadurch erst recht falsche Assoziationen geweckt. Denn bei ihm handelt es sich um die Auswirkung jenes schon gewürdigten nüchternen, vom natürlichen Menschenverstand geleiteten Verhaltens, das im begrenzten Raum den Bauern und im weitgespannten den mit klarem Blick begabten Herrscher kennzeichnet.
Die Zwölfzahl lag seit alters auch der Einteilung von Tag und Nacht zugrunde. Hier brauchte nichts reformiert zu werden, da die Stunden nicht benannt, sondern gezählt wurden. Aber man war auf Behelfe wie Stundenglas und Sonnenuhr angewiesen, um sagen zu können: jetzt beginnt die dritte oder endet die sechste Stunde. Man kann daher ermessen, was es für Karl bedeutete, daß ihm der Chalif Harun al-Raschid eine Wasseruhr zum Geschenk machte, an der zwölf Stunden lang die Zeit abzulesen war. Denn sie verschaffte ihm die Möglichkeit, selbst im Dunkel der Nacht und bei Regen und Nebel exakt festzustellen, an welchem Zeitpunkt der Tageseinteilung er sich befand.

Ebenso wie Karl in der Zeit klare Ordnung und Exaktheit durchsetzte, tat er das auch im Raum. Den Anstoß gab gleichfalls, daß bei den überkommenen zwölf Windnamen die Beziehungen zur antiken Mythologie zu zerschneiden waren. Aber noch wichtiger als die Ausmerzung von Zephyr, Boreas und wie die Windgötter sonst noch hießen, war die Festlegung der Richtungen. Jedes Viertel der Windrose wurde in drei Drittel geteilt, was selbst im Vergleich mit der uns geläufigen Einteilung in je zwei Achtel (Nordost, Südost usw.) eine exaktere Festlegung ermöglichte. Bei der Namengebung für

die Richtungen war allein das gedankliche Grundschema maßgebend:

Ostwind,
Ostsüdwind,
Südostwind,
Südwind,
Südwestwind,
Westsüdwind,
Westwind usw.

Daß die Grundeinteilungen für Zeit und Raum sich durch die zugrunde liegende Zwölfzahl entsprachen, hat zweifellos Karl und seine Berater besonders befriedigt. Denn – das ist eine Formulierung Isidors von Sevilla, die für das ganze Mittelalter richtungweisend blieb – die Zahlen waren *vor* den Dingen; deren »gute Ordnung« hing davon ab, ob die ihnen zugrunde gelegten Zahlen »richtig« gewählt waren. Wer umsichtig plante, hatte also dafür Sorge zu tragen, daß seine Maßnahmen sich dem Gefüge der »guten« Zahlen einpaßten. Welche Zahl aber war »besser« als zwölf? Sie war in sich gut durch den Bezug auf die zwölf Stämme Israels, auf die zwölf Apostel usw.; außerdem war sie noch zusammengesetzt aus den Zahlen drei und vier, für die ähnliches galt.

An diese Einsicht hielt sich Karl, als er im Jahre 811 Bestimmungen über seinen Nachlaß traf. Seine Söhne, die Unterkönige, hatte er schon ausgestattet; aber es waren noch ein riesiger, aus Kostbarkeiten aller Art zusammengesetzter Hort und ein aus gemünztem und ungemünztem Edelmetall bestehender Schatz vorhanden. Recht und Tradition gaben Anhalte, wie die Erben, die Armen und die Kirche zu bedenken waren; aber die *zahlenmäßige* Einteilung, die Karl anordnete,

ging auf ihn selbst zurück: er legte ihr die Zahlen drei und vier zugrunde.

Alles, was Karl hinterließ, sollte zunächst in drei gleiche Teile A, B und C zerlegt werden. Der Teil C, der erst nach Karls Tod zur Verteilung gelangen sollte, wurde wieder in vier Teile: I, II, III und IV zerlegt, von denen jeder also ein Zwölftel des Gesamtnachlasses umfaßte: II fiel zusätzlich an die leiblichen Erben, III an die Armen, IV an das Hofgesinde. I sollte dagegen den Teilen A und B zugeschlagen werden, die für die *Kirchen* bestimmt werden. Diese erhielten also zunächst acht Zwölftel und schließlich noch ein weiteres Zwölftel, zusammen also drei Viertel des Gesamtnachlasses. Der Zufall wollte, daß es 21 Erzbistümer gab: wiederum eine gute Zahl, da sie sich aus drei und sieben zusammensetzte. Die 21 Metropoliten durften jeweils ein Drittel ihres Anteil, also $^1/_{63}$ von $^3/_4$, für sich behalten; die beiden anderen Drittel – also $^2/_{63}$ – hatten sie unter ihren Metropolitanbischöfen zu verteilen. Handelte es sich um fünf, entfielen einschließlich des Teiles I auf ihn:

$^1/_{157^1/_4}$; waren es sechs: $^1/_{189}$; berechnete man den Anteil auf die vollen vier Viertel des Nachlasses, ergäbe sich ein noch komplizierterer Bruch.

Das Karls Verfügungen zugrunde liegenden Schema entspricht der von ihm verbesserten Windrose; nur ist es noch sehr verfeinert, und Karls nüchterne, vom natürlichen Menschenverstand geleitete Denkart tritt hier noch deutlicher heraus als bei ihr und der Kalenderreform.

In diesen Zusammenhang gehören auch Karls drei silberne Tische und ein vierter, der aus Gold gefertigt war, wegen der Darstellungen auf ihren Platten.

Leider ist es nur von den silbernen Tischen überliefert, was auf ihren Platten wiedergegeben war. Bei zwei von ihnen handelte es sich um Roma und Konstantinopel, das neue Rom, also um die beiden Zentren der christlichen Welt: da aus dem 9. Jahrhundert keine Bildzeugnisse vorliegen, vermögen wir nicht zu sagen, ob es sich bei diesen Stadtplänen noch um eine planmäßige Wiedergabe handelte, wie die Antike sie gekannt hatte, oder nur um schematische Darstellungen des Grundrisses, eingepreßt in Kreis, Achteck oder eine andere Figur, wie das im Mittelalter üblich wurde. Der dritte, schönste und gewichtigste Tisch wies eine Erd- und Himmelskarte auf. Wir können sie uns vorstellen; denn als Buchillustrationen sind solche Karten erhalten.

Für das Bild des Erdkreises war der wichtigste Lehrmeister Isidor von Sevilla, der einen Kreis mit (Jerusalem als Zentrum) halbiert und die untere Hälfte noch einmal zu Vierteln aufgeteilt hatte: oben Asien, links unten Europa, rechts unten Afrika, die drei Erdteile umflossen vom kreisförmigen Weltmeer und unter einander getrennt durch Don, Mittelmeer und Nil, die recht gewaltsam in eine T-Form gebracht waren. Aber gerade das, was uns zum Kopfschütteln veranlaßt, muß Karl dem Großen gefallen haben: eine klare Ordnung, aus ihr die Zahlen drei und vier hervorschimmernd, die drei Erdteile ausgerichtet auf die Heilige Stadt und das Ganze rund umschlossen; also auch hier alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt.

Den Himmelskarten, für die in der karolingischen Zeit der spätrömische Autor Arat maßgebend war, lag gleichfalls der Kreis zugrunde, in ihn eingefügt der Reif mit den Tierkreiszeichen, Sinnbilder der Fixsterne und der Planeten auf ihren Kreisbahnen, dem Kundigen eine Gewähr, daß auch im Kos-

mos von Gott alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt war – von Gott; denn die antike Astrologie, die in der karolingischen Zeit noch dem einen oder anderen Gelehrten bekannt war, berührte Karl den Großen nicht. Er saß zwischen seinen Tischen nicht wie Wallenstein, dem Seni das Horoskop erläutert, sondern als der Beherrscher des von ihm in gutem Gefüge gehaltenen Frankenreiches, der aus den Darstellungen auf den Tischplatten – ergänzt durch die Stundenzahlen seiner Wasseruhr – die Gewißheit entnahm, daß Gottvater gleichfalls alles wohl gefügt hatte, nicht nur im Erdkreis, sondern auch unter der riesigen Himmelskuppel, wie einst so jetzt und weiter bis zum jüngsten Tag.

Natürlich glaubte Karl an Vorzeichen; denn die Vorstellung, daß der Herr des Himmels auf solche Weise den Menschen Warnungen erteilte, um die rechte Ordnung aufrecht zu erhalten, paßte ja völlig zu seiner Gottesvorstellung. Einhard gibt zwar an, Karl habe solche Vorzeichen entweder geleugnet oder verachtet, als wenn sie mit seinem Schicksal nichts zu tun hätten. Aber es waren in den letzten Jahren so viele, daß sie sich nicht übersehen ließen. Da erfolgten Sonnenfinsternisse, in der Sonne erschien ein dunkler Fleck, der sieben Tage sichtbar blieb, eine feurige Kugel raste über den Himmel. Auch auf Erden ereignete sich Bedenkliches: der Gang, der in Aachen die Pfalz mit dem Münster verband, brach zusammen; die von Karl bei Mainz in zehnjähriger Arbeit geschaffene und scheinbar für die Ewigkeit errichtete Holzbrücke über den Rhein brannte ab, und ihn ganz persönlich traf ein Mißgeschick, das ihm während des Krieges gegen die Dänen (810) zustieß: als er und seine Begleitung die Feuerkugel bestaunten, stürzte er mit dem scheuenden Pferd so unglücklich, daß die den Mantel zusammenhaltende Fibel zerbrach und dieser selbst sich löste.

Das Schlimmste war, daß auch der Schwertgurt riß und dem Kaiser die in der Hand gehaltene Lanze so entglitt, daß sie zwanzig oder mehr Fuß von ihm zu liegen kam: Karl war also entkleidet und entwaffnet, so wie es bei seinem Begräbnis einmal der Fall sein mußte. Zu denken gab vor allem, daß der apfelförmige Zierat, der Karls Münster zierte, herabfiel und in einer Inschrift, die das Innere verzierte, hinter seinem Namen das Wort »princeps« erlosch. Auf solche Vorzeichen hatte das Altertum geachtet, und das Mittelalter tat das nicht minder; ja solcher »Aberglaube« erhielt sich noch länger. Daher war auch Karls Umgebung von ihm beherrscht, und wenn er ihr auch nicht zu erkennen gab, ob er diese Vorgänge als Vorzeichen auffaßte oder nicht, er muß sich zum mindesten Gedanken gemacht haben, ob Gott ihn habe warnen wollen, ihn, den er mit einer ganz besonderen Aufgabe betraut hatte. Denn zum mindesten muß auch ihm die Möglichkeit selbstverständlich gewesen sein, daß Gott buchstäblich Himmel und Erde in Bewegung setzte, um dem Frankenkaiser rechtzeitig anzudeuten, daß er sich jetzt auf ein gottgefälliges Ende vorbereiten müsse, damit ihn der Tod nicht überraschte.

Aber war es im Himmel wirklich so wohl geordnet? Sprachen nicht die Sonnen- und Mondfinsternisse dagegen? In primitiven Zeiten hatten solche Verdunkelungen mythischen Schauder ausgelöst. Von Angst war Karl völlig frei; aber er wollte doch wissen, wie sich die scheinbare Störung der Himmelsordnung erklären lasse, und seine Gelehrten konnten ihm dank Ciceros »Somnium Scipionis«, den Schriften des Macrobius und anderer antiker Autoren auch befriedigende Antwort erteilen, da diese Phänomene ja schon der Antike zu schaffen gemacht hatten. In einer Antwort, die Alkuin im Jahre 799

erteilte, erläuterte er seinem Herrn noch einmal den Zodiacus und gab an, wie nach »Ordnung, Platz und Zahl« die Tierkreiszeichen angeordnet seien. Zwei neue Sonnenfinsternisse traten ein, als der gelehrte Angelsachse bereits im Grab lag: Karl wandte sich deshalb an den nicht minder sachkundigen Iren Dungal und fragte ihn, ob es gerechtfertigt sei, daß – wie ihm berichtet – ein byzantinischer Bischof behauptet habe, Sonnenfinsternisse seien vorauszuberechnen? In seiner Antwort legte der Mönch dar, das sei in der Tat auf Tausende von Jahren voraus möglich; denn es handele sich – er führte das genau aus – bei solchen Finsternissen um den »natürlichen Effekt des Zusammentreffens der Elemente«. Nein, die Verdunklungen waren kein Grund, an der Ordnung des Himmels zu zweifeln, geben dem Wissenden vielmehr Anlaß, die Allmacht des ordnenden Gottvaters noch mehr zu bewundern, als das die Unerfahrenen taten.

Wie bohrend und konsequent Karl zu fragen verstand, zeigt der Brief des Diakons Fridugis, eines Alkuin-Schülers, dem der Kaiser die Frage zu beantworten aufgegeben hatte, ob das Nichts und die Finsternis wirklich nicht seien oder ob ihnen doch irgendeine Form des Seins zukomme. Der Befragte entschied sich in längerer Auslegung für die zweite Auffassung, was darauf hinauslief, daß das Dunkel etwas war, was man nicht messen und nicht geometrisch begreifen konnte. Karl war nicht überzeugt: er übersandte die Antwort des Fridugis an den gelehrten Dungal und forderte ihn auf, seinerseits Stellung zu nehmen; die Frage muß ihn also sehr beschäftigt haben. Das ist bei seiner Denkart begreiflich: gab es etwas Unüberschaubares, Unmeßbares, dann war das beunruhigend: dann saß Gottvater nicht so fest und wohlgeordnet im Regiment wie der Kaiser in seinem Reich.

Karls Interesse für die Astronomie sowie für ihre unentbehrliche Schwester, die Mathematik, ist so gut bezeugt, so daß es nicht einfach Schmeichelei war, wenn Alkuin den König einmal den scharfsinnigen Befrager der Natur und hingebenden Erforscher des Grundes jeglicher Ursache nannte.

In den Zusammenhang von Zahl und Winkel gehören – das mag zunächst überraschen – noch sieben Gedichte, die dem König in den achtziger Jahren überreicht wurden: zwei von Alkuin, vier von dessen Schüler Josephus und das abschließende von dem Westgoten Theodulf von Orléans. Es handelt sich um »carmina figurata« nach dem Vorbild des spätantiken Dichters Porfirius, der dem Mittelalter auch sonst noch als Lehrer in dieser uns abstrus und gequält vorkommenden Dichtart gedient hat. Zu Grunde liegt nämlich den sieben Gedichten, die ebenso viele Zeilen wie Buchstaben in jeder Zeile haben, ein »tractus«, d. h. eine geometrische Grundfigur, in diesen Fällen ein Quadrat mit Diagonalen und einem zweiten kleineren, auf die Spitze gestellten Quadrat, das in das größere eingeschrieben ist. Die Aufgabe des Dichters war es, entlang den Senk- und Waagerechten, womöglich auch noch entlang den Diagonalen, Verse (*versus intexti*) in der Länge von (meist durch rote Tinte hervorgehobenen) 35 bzw. 37 Buchstaben einzutragen und dann die übrigen Reihen (insgesamt gleichfalls 35 bzw. 37) mit weiteren Versen auszufüllen, deren Wörter so auszuwählen waren, daß in sie die bereits eingetragenen Buchstaben paßten – daß bei solchem Formzwang nur gedrechselte, schwer verständliche Verse möglich waren, versteht sich von selbst.
Trotzdem gefiel diese Dichtart dem Könige offensichtlich; denn Theodulf hat sein Gedicht wohl erst angefertigt, nach-

dem Karl ihn dazu ermuntert hatte. Wir können auch mutmaßen, weshalb das der Fall war: Gedichte nach diesem Schema waren ja im wörtlichsten Sinne »überschaubar« gemacht und erfreuten den Empfänger, der zunächst Betrachter und dann erst Leser war – eine Aufnahme nach dem Ohr kam wegen der gezwungenen Ausdrucksweise ja gar nicht in Frage –, durch die Einsicht in die feste, dem Erdkreis und der der Windrose verwandte Ordnung, die alle Verse zusammenhielt.

IV. Die Rolle des richtigen Wortes und des »wahren« Bildes in Karls Denkart.

Was aber nützte alle Einsicht in die Natur der Dinge, alle gut gewinkelte, wohlgerichtete und gezählte Ordnung, wenn die Wörter, die die Dinge bezeichnen, nicht richtig gewählt oder nicht richtig verstanden wurden! Das war ja, als wenn jemand mit groben, ungeschulten oder mit zittrigen Fingern nach ihnen griff.

Daraus ergab sich für Karl eine Doppelaufgabe: völlig gesicherte, von Fehlern befreite, »richtige« Texte zu beschaffen und die, die mit ihm zu tun hatten, auf eine solche Bildungsebene zu heben, daß sie verstanden, was mit den Wörtern gemeint war.

Zunächst einige Hinweise auf Karls Bemühen um fehlerfreie Texte:

Am Hofe Karls war man der Tatsache inne geworden, daß der Bibeltext in den vorliegenden Handschriften von einander abwich. Karl griff die Aufgabe auf, »universos veteris et novi testamenti libros, librariorum imperiltia depravatos« korrigieren zu lassen. Die Handschriften vergleichend und dann die

beste Lesart auswählend, stellten Theodulf und Alkuin Normaltexte her, für deren Verbreitung im Reich gesorgt wurde.
Der König nahm ferner daran Anstoß, daß in den von ihm beherrschten Ländern die Priester die Messe nicht einheitlich zelebrierten, da sich bei den verwendeten Gebetstexten mit der Zeit lokale Besonderheiten breit gemacht hatten. Karl ließ sich vom Papst ein Sakramentar schicken, dem das Ansehen zukam, die »richtigen«, d. h. bereits aus der Zeit der Kirchenväter stammenden Gebetsformeln zu enthalten. Aus den im Frankenreich eingebürgerten wählte Alkuin dann noch die Formeln aus, die ihm angemessen dünkten. Die von ihm derart erweiterte Normalhandschrift, die Karl in seiner Pfalz verwahren ließ, wurde dann in Abschriften und Wiederabschriften verbreitet – wir können in diesen Vorgang noch hineinschauen, da auch der Bezug auf das Aachener Urexemplar mit abgeschrieben wurde. – Die Emendierung der Homilien nahm Paulus Diaconus in Angriff.
Für den modernen Menschen liegt es nahe, hier von einer Magie des Wortes zu sprechen: nur wenn Gott das richtig gesprochene Gebet hört, öffnet sich sein Ohr. Aber solche Vorstellung ist in keiner Weise für Karl selbst bezeichnend. Denn Wortmagie liegt aller Liturgie zugrunde und ist daher nicht einmal typisch für das Mittelalter. Auffallend ist nur, einen wie großen Raum solche Fürsorge für das richtige Bibel- und Kultwort in Karls Tätigkeit einnahm. Er begnügte sich nicht mit Anregungen oder Anweisungen an die Geistlichen als die Sachkundigen, sondern überwachte die Durchführung persönlich: so wie er selbst »richtig« geehrt und bedient zu werden verlangte, so wie er keinen Verstoß gegen Etiquette und Brauch duldete, so sollte auch Gott »richtig« geehrt und bedient werden.

Dieselbe Sorge verwandte der König auf die Rechtstexte, die gleichfalls durch die »Ungeschicklichkeit der Abschreiber« verderbt worden waren. Sein Vater hatte die Lex Salica neu redigieren und dabei neu gliedern lassen; aber der Nachteil war bestehen geblieben, daß der nunmehr ja bereits fast zwei Jahrhunderte alte Text in seinem schwerfälligen und grammatikalisch schlechten Latein schwer verständlich war. In Karls Auftrag wurde das Gesetz 798 sprachlich neugefaßt, so daß bei seiner Auslegung keine Zweifel auftauchen konnten. Daß die Neufassung – nur wenig verändert – um 802/3 noch einmal herausgegeben wurde, hängt offensichtlich mit den Bestrebungen zusammen, die den Kaiser in dieser Zeit beschäftigten: er stieß sich daran, daß die beiden Rechte der Franken, das salische und das ripuarische, voneinander abwichen, und er plante deshalb, aus ihnen ein einheitliches Recht zu schmieden sowie die Lücken, auf die man gestoßen war, zu schließen; aber es kam nur noch dazu, daß einige Zusätze aufgezeichnet wurden. In anderen Fällen stellte Karl fest, daß das geltende Recht noch gar nicht schriftlich fixiert war; er veranlaßte daher, daß dies geschah – so z. B. in Churrätien.

Als Karl zur Regierung gekommen war, hatte Unsicherheit bestanden, wie der Wortlaut der Bibel und der Gesetze war und welche Gebete man sprechen sollte; an seinem Lebensabend war Ordnung geschaffen, stand überall fest, wie der »richtige« Text lautete. Die Kennwörter für diese Sparte der Wirksamkeit Karls heißen: *corrigere*, *emendare*, *restituere*, *renovare*, *reformare*, *revocare*.

Über Karls Fürsorge für das Schul- und Bildungswesen braucht nichts gesagt zu werden, da das von ihm Geleistete allbekannt ist. Hier sei deshalb nur unterstrichen, daß es sich für Karl nicht um eine Frage der Nützlichkeit handelte – etwa in dem

Sinne, daß Bildung Macht bedeutet, daß sie das Ansehen eines Volkes mehre, daß sie das kirchliche Leben fördere. Wenn Karl sich so stark für das Lernen und Studieren einsetzte, ergab sich das – wie wir jetzt sagen dürfen – unmittelbar aus seiner Denkart: wer die Wörter nicht verstand und sie nicht richtig anwandte und sich die »negligentia dicendi« zu Schulden kommen ließ, bekam das, was sie bezeichneten, nicht in den Griff. Da die Wörter außerdem nicht isoliert begegnen, sondern in Sätzen mit Stilfiguren, Metaphern usw. auftreten, mußten außer der Grammatik noch Dialektik und Rhetorik studiert werden, um die Texte, besonders die Bibel mit ihrer kunstvollen, oft dunklen Sprache richtig zu verstehen: noch gefährlicher als Irrtümer bei den Wörtern seien solche bei den Bedeutungen, heißt es am Ende des 8. Jahrhunderts in Karls berühmtem Rundschreiben »delitteris colendis«. Vorausgestellt ist den königlichen Anordnungen der Satz, daß die, welche danach strebten, Gott durch rechte Lebensführung zu gefallen, die Pflicht nicht vernachlässigen dürften, ihm auch durch richtiges Sprechen zu gefallen. Hier lautet das Kennwort: *rectitudo*.

Kein Wunder, daß Karl daher auch an diesen »artes liberales« persönlich Interesse fand. Für ihn schrieb Alkuin, der bereits eine Grammatik verfaßt hatte, zwei Dialoge über Rhetorik und Dialektik, in denen der König der Fragende, Alkuin der Antwortgebende ist. Karl gewidmet war wohl seine Schrift über die Orthographie – sie entsprach ja gleichfalls Karls Denkstil: die Schreibweise mußte gleichfalls richtig sein.

Organisch fügt sich in diesen Rahmen auch die Reform der Schrift ein: nach einer erschreckenden Verwilderung, die ihre Lesbarkeit mehr und mehr erschwert hatte, setzte eine an den klaren Buchstaben des Altertums orientierte Verbesserung

ein, die Schritt für Schritt zu jenen Formen führte, an die die Humanisten wieder anschlossen – es ist, als wenn kundige Gärtner verwilderte Obstbäume beschneiden und schließlich durch schöne Früchte belohnt werden.
Man hat – da Alkuin elegant zu schmeicheln verstand – Abstriche machen wollen, aber der Inhalt dieser Traktate paßt so voll und ganz zu dem, was dem König am Herzen lag, nach seiner Art am Herzen liegen mußte, daß man sie zu nehmen hat, wie sie lauten. Eine unverfängliche Bestätigung bieten zwei Fragen, die von Angilbert an Karls Hof aufgeworfen worden waren und – da unentschieden geblieben – vom König Alkuin zur Entscheidung übermittelt wurden: Welchen Geschlechts ist das Wort »rubus« (Brombeerstaude)? Und welche orthographische Form ist besser: »despicere« oder »dispicere«?

Sehr bezeichnend ist, daß Karl gegenüber der aus der Patristik stammenden und von den karolingischen Gelehrten hochgeschätzten allegorischen Bibelerklärung Vorbehalte machte. Diese war beherrscht von den Gedanken, daß jeder Bibelstelle ein tieferer Sinn – womöglich sogar mehrere – zugrunde liege, den die Kundigen ans Licht zu ziehen versuchen müßten; insbesondere wurde das Alte Testament darauf geprüft, wo und wie es bereits auf die im Neuen Testament berichtete Heilsgeschichte hindeute. Eine große Rolle bei der Herstellung solcher Verknüpfungen spielten die Zahlen – in diesem Zusammenhang von »Zahlenmystik« zu sprechen, ist ganz unangebracht, da es sich um ein uns zwar gar nicht mehr überzeugendes, aber in sich logisches Verfahren handelt.
Der Nachteil dieser Methode war, daß ihre Ergebnisse nie völlige Gewißheit besaßen, da die einen Ausleger dies und die

anderen das aus der Bibel herauslasen. Auf Gewißheit, auf eine gegen Deuteln gefeite Richtigkeit kam es Karl aber auch in diesem Bereich an. Bei seiner Rückfrage, ob Dungal die Ausführungen des Fridúgis über das Nichts und die Finsterheit für richtig halte, trug er ihm ausdrücklich auf, er solle sich nicht um eine allegorische Auslegung bemühen, sondern um eine nackte Ausdrucksweise und eine nackte Niederschrift, die eine nackte Tatsache festhalte; denn wenn man gemäß allegorischer Methode nach analogen Stellen frage, seien – wie ihm wohlbekannt – sofort mehr als genug zur Hand.

Die Fragen, auf die Karl in der Bibel stieß und die er beantwortet haben wollte, waren ganz sachlich: Warum – z. B. – erwähnen Matthaeus und Markus den Hymnus nach dem Abendmahl nur, warum bringen sie ihn nicht wörtlich? Wer empfängt den Lohn, für den laut Paulus die Menschen gekauft werden? Fragen also, die nach ihrer Denkart völlig den Fragen entsprechen, auf die Karl in der Natur stieß: Warum verdunkelte sich die Sonne? Was war die Natur des Nichts und der Finsternis?

Karl stritt also die Berechtigung der allegorischen Methode nicht ab, konnte das auch gar nicht, da ja die Theologen sie bejahten. Aber er wollte sicher gehen – eben da erwies sich die Schwäche der Allegorie. Sie lief ja darauf hinaus, daß das Wort, um deren »Richtigkeit« sich Karl so emsig bemühte, einen doppelten Boden hatte, den man mutmaßen, aber nicht mit völliger Sicherheit feststellen konnte. Die Sicherheit, die mit Mühe »oben« gewonnen war, schwand also »unten« wieder.

Auf derselben Ebene liegt, daß Karls Berater – und auch wohl er selbst – Personifikationen mißbilligten: diese waren nicht

nur anstößig wegen ihrer Beziehungen zur heidnischen Götterwelt, sondern auch deshalb, weil sie für etwas gesetzt wurden, was die Sinne unmittelbar wahrzunehmen imstande waren; sie entsprachen nicht der Wahrheit, sie verunklärten also. Diese Auffassung ist einem Kapitel der »Libri Carolini« zu entnehmen, das gegen die aus der Antike stammenden Personifikationen polemisiert. Der Kunst komme die Aufgabe zu, einerseits den Betrachtern die Erinnerung an das Geschehene »in veritate« vor Augen zu führen, andererseits die Sinnesarten aus der Erdichtung so herauszuführen, daß sie die »veritas« von neuem pflegen könnten, oder umgekehrt ausgedrückt: die Kunst solle sichtbar machen, was ist, war oder sein kann, dürfe auch das, was nicht ist und was noch sein kann, sichtbar machen, aber das Erdichtete dürfe der Bibel nicht widersprechen, wie das z. B. bei den Personifikationen des Abyssus und Tellus, dargestellt in menschlicher Gestalt, oder bei Sol und Luna, wiedergegeben als Gesichter mit Strahlen der Fall ist – es folgt ein langer, gelehrter und sich auf Isidor stützender Katalog von solchen anstößigen Personifikationen. Kurz – so läßt sich das lange Kapitel zusammenfassen – die Kunst ist nur so lange berechtigt, als sie »pro veritate« ausgeübt werde – und das heißt in unserem Zusammenhang: wenn sie eindeutig ist, also die Wirklichkeit abschreibe, wie sie ist, und Erdichtetes nur soweit zulasse, als sich die Angaben der Bibel damit vereinbaren ließen.

Hier haben wir den dritten Schlüsselbegriff, der Karls Denkart bestimmte, die »*Wahrheit*«. Er überhöht die Begriffe »*Richtigkeit*« und »*Ordnung*« und schließt sie zusammen: ob etwas richtig ist, ob es der richtigen Ordnung entspricht, bestimmt sich letzten Endes dadurch, ob es mit der Wahrheit vereinbar ist. Diese aber ist überzeitlich: ist sie vorhanden, muß sie

bewahrt, ist sie verschüttet, muß sie wiederhergestellt werden. Insofern schließen sich »richtig«, »in Ordnung« und »wahr« zusammen.

V. Die von Karl bewirkte Correctio (*»Renaissance«*)

Ad recolendam veritatem: um die Wahrheit von neuem zu pflegen – in dieser Wendung ist zusammengefaßt, worum es ging bei der Wiederherstellung des authentischen Wortlauts der Bibel-, Liturgie- und Gesetzestexte, bei der Vertiefung des Wortverständnisses durch die Verbesserung des Unterrichts und beim Ausbau der »Artes liberales«, bei der Wiederherstellung der richtigen Orthographie und der Bereinigung der verwilderten Schriftformen, bei der Säuberung der Kunst von jenen »nichtwahren« Gestalten, die im Widerspruch zur Bibel standen: »um die Wahrheit von neuem zu pflegen«, die – so dürfen wir hinzusetzen – letztlich im Schoße Gottes ruht und um die sich zu bemühen daher eine religiöse Verpflichtung, eine moralische Aufgabe bedeutete.

Man hat seit langem gespürt, daß diese scheinbar auseinanderlaufenden Bestrebungen im Grunde zusammengehören, hat sie deshalb unter der Bezeichnung »Karolingische Renaissance« zusammengefaßt und dadurch zu einem Vorstadium der »Renaissance« des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gemacht. Durch solche Namensdehnung ist jedoch der Vorgang, der sich in der karolingischen Zeit abspielte, in eine falsche Perspektive gerückt, und es ist viel geschrieben worden, um zu klären, wie weit der auf das 8./9. Jahrhundert übertragene »Renaissance«-Begriff zutrifft und wie weit er eingeengt werden muß.

Als allgemein angenommen darf wohl bezeichnet werden, daß

der Bereich der politisch ausgerichteten »Renovatio« auszugliedern ist. Zur Erörterung stehen hier also die kulturellen Bestrebungen der karolingischen Zeit. Sollen wir für sie weiter den Namen »Renaissance« ausleihen, der ja seit Jacob Burckhardt einen festen, auch zeitlich eingegrenzten Begriffsinhalt hat? Wir sagen: Nein! und führen dafür die beiden Begründungen an, die uns die wichtigsten dünken:

Die Bezeichnung »Wiedergeburt« paßt auf die karolingische Zeit deshalb nicht, weil sich nicht etwas vollzog, was sich irgendwie mit dem biologischen Vorgang »Geburt« vergleichen ließe. In ihr handelt es sich vielmehr um die Auswirkung eines einzelnen überragenden Menschen, der ihn wollte und seinen Willen auf den verschiedensten Gebieten durchsetzte: nicht nur an seinem Hof und im Unkreis der ihm geistig Nahestehenden, sondern in dem Riesenraum seines Reiches. Mochte manches auch bereits »in der Luft gelegen« haben, möchte vieles auch zustande gekommen sein, selbst wenn Karl nicht eingegriffen hätte, auf ihn ist und bleibt zurückzuführen, daß Dichter, Theologen, Gelehrte, Schreiber, Maler, Architekten trotz der Unterschiede ihrer Interessen in gleicher Richtung antraten, daß Franken, Langobarden, Westgoten, Angelsachsen, Iren sich zu gemeinsamem Werk zusammenfanden. Karl war es, der bewirkte, daß – im langen Ablauf der Geschichte gesehen, fast schlagartig – ein neues Kapitel in der Kunst- und Geistesgeschichte begann. Um diesem Faktum Rechnung zu tragen, müssen wir nach einem anderen Wort als »Renaissance« = Wiedergeburt suchen, einem Wort, in dem diese *actio* zum Ausdruck kommt.

Gegen diese Bezeichnung spricht ferner ein zweites, ebenso gewichtiges Argument. Karls kulturelle Bemühungen waren nicht auf die Antike als solche ausgerichtet, wie das bei den

Bestrebungen einer politischen »Renovatio imperii Romanorum« der Fall war. Sie griffen nur insoweit auf die Antike zurück, als sie »Wahres« und »Richtiges« anzubieten hatte; trat ihr heidnischer Charakter in allzu deutlichen Gegensatz zum Christentum, führte sie etwa – wie im Falle der Personifikationen – auf falsche Bahn, war sie abzulehnen. In anderen Fällen – so in der Theologie, in der Liturgie, in der Architektur – war das »Wahre« und »Richtige« nicht von der heidnischen Antike zurückzugewinnen, sondern vom Zeitalter der spätantiken Kirchenväter. War das, was die angelsächsichen, irischen, westgotischen, langobardischen Berater zu vermitteln hatten, »richtiger« als das den Franken Vertraute, dann mußte dies dem Fremden Platz machen. Also: Karls kulturelles Bemühen war in keiner Weise historisch ausgerichtet, sondern sachlich: wie immer und wo immer »Wahres« und »Richtiges«, das den Weg zu weisen vermochte, aufzuspüren war, wurde es genommen – wäre in Karls Zeit bereits der Zugang zum Wissen der Araber geöffnet gewesen, kein Zweifel, daß auch deren Wissensschätze ausgenutzt worden wären.

Die Bezeichnung »Karolingische Renaissance« führt also auf doppelte Weise in die Irre. Wie aber soll man den zugrunde liegenden Vorgang benennen? In Fällen von dieser Art hält man sich am besten unmittelbar an die Zeitgenossen: Welche Wörter gebrauchten sie, um zu bezeichnen, was vor ihren Augen, womöglich mit ihrer Mitwirkung sich vollzog? Wir führen noch einmal die Verben an, die in diesem Zusammenhang benutzt worden sind: *corrigere*, *emendare*, *restituere*, *renovare*, *reformare*, *revocare*. Die mit der Vorsilbe *re* gebildeten Verben waren bereits seit der patristischen Zeit so oft benutzt worden, daß sie in ihrer Bedeutung schillerten; sie hatten auch meist einen kirchenhistorischen Klang angenom-

men, wiesen also zeitlich zurück. Wollten wir von einer »Emendatio« sprechen, so wäre – da dieses Wort nicht »aktiv« genug ist – nicht im vollen Umfang eingefangen, daß es sich um die planmäßige Wiederherstellung des »Wahren« und »Richtigen« handelt. Das aber tut der Begriff »*Correctio*«.
Wir schlagen deshalb vor, die schiefe Bezeichnung »karolingische Renaissance« ganz fallen zu lassen und – soweit es sich nicht um politisch ausgerichtete, bewußt an der Antike (einschließlich der christlichen Antike) orientierte Bestrebungen handelt, sondern um die von Karl dem Großen gesteuerten kulturellen Bemühungen – zu sprechen von der »*karolingischen Correctio*«.

Bei einer »von oben« bewirkten und gesteuerten Bildungsreform ist es ja meist so gelaufen, daß die nächste Generation sich gegen sie wandte, also die Geschichte bald über sie hinwegschritt. Im Falle der »Correctio« Karls geschah es dagegen, daß sein Sohn, beraten von Benedikt von Aniane und anderen Geistlichen, sie fortsetzte, jedoch einengte. Es ist, als wenn die zweite Generation in der Weite des geistigen Raumes, der von Karl nach allen Seiten geöffnet worden war, der Schwindel erfaßte und sie zwang, nach einem festen Geländer zu greifen, das ihr Halt bot: das aber konnte nur das christliche sein. »Christiana religio« hatte bereits auf der Reversseite von Karls Denaren gestanden; auf den Münzen Ludwigs, dem die Kirche zum Beinamen »der Fromme« verhalf, bekam diese Legende etwas Ausschließendes. Es war daher folgerichtig, daß der Sohn die vom Vater gesammelten germanisch-heidnischen Heldenlieder verbrennen ließ.
Da aber Karl keine »Renaissance« eingeleitet hatte, sondern eine *Correctio*, die die Wahrheit anstrebte und das »Richtige«,

sofern es entstellt war, wieder herstellte, setzte diese Generation das, was an Karls Werk das Wesentliche gewesen war, fort, und die dritte Generation, die Karls des Kahlen, tat dies gleichfalls. Sie fühlte sich wieder sicherer und öffnete sich daher von neuem Anregungen, die sich ihr anboten. Nach der geistigen Struktur der Zeit gingen sie vornehmlich von der Hinterlassenschaft der Antike aus: in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ist ihre Bedeutung größer als je in der Zeit Karls des Großen, aber doch nicht so, daß für diese dritte Phase die Bezeichnung »Renaissance« gerechtfertigt wäre.

Auf der in diesem Jahrhundert gelegten Grundlage haben dann die folgenden weitergebaut. Karls »Correctio« ist von den beiden folgenden Jahrhunderten zwar abgewandelt, aber fortgesetzt worden. Sie war keine Episode, sondern ging als einer der wichtigsten Vorgänge des ganzen Mittelalters in die Geschichte ein.

VI. Karl als Gestalt der Geschichte

Es wäre verlockend, von den beiden Begriffen »Ordnung« und »Richtigkeit« aus, die sich als die Karls Denkart beherrschenden herausstellten, die politische und kirchliche Wirksamkeit des großen Franken zu durchleuchten, aber wir würden dann einen schon viel erörterten Bereich betreten.

Aber eines sei doch zu bedenken gegeben. Warum ist Karl nicht als Eroberer und Unterjocher in die Geschichte eingegangen? Denn betrachtet man, was er von 768 bis 814 bewirkte, als Ganzes, dann ist er einer der größten Umstürzer, den das Mittelalter erlebt hat. Er unterwarf oder machte sich gefügig die Sachsen, die Slaven an der Ost- und Südostgrenze,

die Bayern, die Langobarden und Beneventaner, die Spanische Mark und Aquitanien.
Aber in jedem dieser Länder ging er verschieden vor, wie es die Gegebenheiten ihm geboten erscheinen ließen, hier Recht und Tradition schonend oder sogar neu belebend, dort Neues an die Stelle des Alten setzend, wo das Bisherige nicht auslangte: Neues, aber nicht gewaltsam Umstürzendes, sondern dem Verstande Einleuchtendes. Im Bereiche der Politik hat Karl etwas von einem Architekten, der eine Aufgabe von bisher noch nicht geforderter Größe anpackt, Altes bewahrt, nichts überstürzt und schließlich einen Bau zusammenfügt, dessen Teile sich überzeugend zusammenschließen, weil den Architekten außer der Tradition auch ein konstruktives Ingenium leitete.
So ist Karls Riesenreich als solches zwar wieder zerbrochen, weil keiner seiner Nachkommen mehr sein Riesenmaß erreichte; aber die von ihm geschaffene Ordnung bildete fortan die Grundlage für die politische Gliederung des Abendlandes. Das ist sicherlich kein Zufall; denn in Karls Schöpfung, die in so einmaliger Weise Tradition und Neuerung verband, war so viel »Richtiges«, daß selbst der Eigennutz der rivalisierenden Söhne und Enkel das nicht wieder beseitigen konnte.

Noch zu Lebzeiten Karls hat der von ihm wegen seiner astronomischen Kenntnisse um Auskunft gebetene irische Mönch Dungal einmal versucht, die nach allen Seiten ausstrahlende Wirkung des ersten abendländischen Kaisers in Worte zu fassen. Sie sind im Ton der herkömmlichen Panegyrik an Karl gerichtet, treffen aber doch das Richtige: in dieser Welt, die jetzt von den Franken beherrscht werde, sei – so heißt es in seinem Brief – Karl allen ein Lehrer durch seine guten Werke,

Tugenden und geistigen Interessen, und er gebe ihnen ein in der Geschichte noch von niemand erreichtes Beispiel: den Beamten beim Verwalten, den Kriegern im Waffendienst, den Geistlichen beim Bewahren der christlichen Religion, den Philosophen und Gelehrten bei der Klärung der menschlichen und geistlichen Dinge.

In der Inschrift über Karls Grab, die kürzer gefaßt sein mußte, ist nur von Karls politischer Leistung die Rede: »Unter diesem Grabmal liegt der Körper Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken, Ehre bringend, vergrößerte und, vom Glück geleitet, siebenundvierzig Jahre lang herrschte.« Der lateinische Text, bestehend aus zwei Hälften mit fast gleicher Silbenzahl, die zweite Hälfte in zwei gleich gebaute Viertel geteilt, nicht metrisch, aber auch nicht Prosa, setzt sich aus Wortgliedern von 5 bis 8 Silben zusammen und ist für das Ohr gefällig abgestimmt, also wohl geordnet und gezählt, deshalb des Toten würdig und angemessen. Die Inschrift lautet:

Súb hoc cónditório
sítum est córpus
Károli mágni
átqueorthodóxi
ímperatóris,

qui régnum Francórum
nobíliter ámpliávit
ét per ánnos
qúadragínta séptem
felíciter réxit.

Vielen ist im Laufe der Jahrhunderte der Ehrenname »der Große« zugesprochen worden. Bei manchen müssen wir in Frage stellen, ob das einst berechtigt war, zum mindesten: ob das heute noch berechtigt ist. Niemals kann jedoch ein Zweifel auftauchen, daß die Zeitgenossen und die ihnen Nachfolgenden recht hatten, wenn sie sprachen von

KAROLUS MAGNUS